

## Ahnungslos in der Sprungschicht

Judith Burger taucht in die frühe Pubertät

Die ungleichen Freunde in Oscar Wildes Märchen „Der glückliche Prinz“ müssen miteinander untergehen. Die Schwalbe, die auf Geheiß des Prinzen sein Gold und seine Edelsteine unter den armen Menschen verteilt, muss im Winter erfrieren. Der Prinz, einst eine prächtige Statue, wird von den Menschen ohne sein Geschmeide nicht mehr geschätzt und zerstört. Nur sein gutes Herz und die Seele des Vogels überleben, zu Gottes Ehren.

Merkwürdig, dass der Verein der Freilichtbühne in Geschrey an der Wipper sich ausgerechnet dieses Kunstmärchen als Vorlage für sein alljährliches Sommertheater ausgesucht hat. Der Witz und die traurige Ironie von Wildes Kunstmärchen liegen schließlich weniger im Erzählten selbst als in der Erzählweise.

So ist es auch mit Judith Burgers Roman „Ringo, ich und ein komplett ahnungsloser Sommer“. Nach ihrem vielgelobten Debüt „Gertrude Grenzenlos“ (2018) und „Roberta verliebt“ (2019) hat die 1972 in Halberstadt geborene Autorin, die auch als Werbetexterin und Rundfunkautorin gearbeitet hat, innerhalb kürzester Zeit das dritte Buch vorgelegt. Mag sein, dass das die Unentschlossenheit erklärt, die bisweilen ihre Sprache färbt: mal betont salopp umgangssprachlich, dann wieder ausgesprochen eloquent.

Ringo und Asta sind ungleiche beste Freunde. Immer gewesen, seit vielen Jahren. Asta ist gewissermaßen die Schwalbe, die Ringos Sommer macht. Jedes Jahr zieht sie mit ihrer Mutter, der Regisseurin, ihrem Vater, dem Bühnenmusiker, mit einer vertrauten Riege Schauspieler und Techniker in das kleine Städtchen Geschrey, wo die Eltern das Sommertheater auf der Waldbühne inszenieren. Und wo Asta mit Ringo am Waldsee sitzt, Eis isst und geradezu philosophische Fragen erörtert.

Aus diesem gewohnten Szenario, das die Ich-Erzählerin Asta auch für diesen Sommer wieder erwartet, erzählt Burger, im Grunde schlicht, das Besondere. Denn in diesem Jahr ist fast alles anders, im Innen wie im Außen. Sogar die alte Eisdiele serviert jetzt Lavendel und Quinoa statt Schlumpflau. Asta und Ringo sind beide größer geworden, schlaksiger, es gibt immer wieder Lücken in ihren Gesprächen. Sie schauen einander anders an. Zum ersten Mal haben sie Probleme. Ringo mit seinen Eltern, die andauernd streiten und ihn schrecklich überfordern. Asta damit, dass sie ihr Debüt als Darstellerin geben will – aber vor lauter Lampenfeber nicht einmal bei den Proben einen geraden Satz sagen kann. Die detailreichen Schilderungen des Theaterbetriebs verdanken sich vermutlich der Tatsache, dass Burger Theaterwissenschaften studiert hat.

Astas Stolz leidet, als sich herausstellt, dass Ringo ein wahres Naturtalent auf der Bühne ist und Astas Rolle erbt. Die Konflikte, die Judith Burger für ihre Sommergeschichte konstruiert, haben Hand und Fuß, auch wenn sie bisweilen überdeutlich werden: hier die coolen Künstlereltern, dort Ringos Vater, der konservative Klempner, und seine Mutter, plötzlich Öko-Aktivistin.

Für die inneren Kämpfe Astas und die Fragen der beiden zwölf und dreizehn Jahre alten Hauptfiguren aber funktioniert der Wechsel aus minutiös geschilderten kurzen Momenten, Empfindungen der Zeit, die sich dehnt, den Szenen aus der Kleinstadt, deren Bewohner mit wenigen Skizzen zu echten Typen werden, sogar Ringos Kleinkind-Schwester Lucy. Das Erzählen an der Schwelle der Pubertät, da, wo plötzlich Scham einzieht und ein neuer Blick auf ein vertrautes Gegenüber fällt, findet seine Sprache in der Welt, die Asta für sich entdeckt: dem Wasser.

Wo ganz am Anfang eine „Mosaikjungfer“ die Leser zart darauf hinweist, dass Asta eine Neigung zu den Lebewesen am See hat, entdeckt sie mitten im Konflikt um Ringos plötzliche Emanzipation auf der Bühne etwas, was sie mehr fasziniert als das Theater. Sie will tauchen lernen, die Meere erforschen. Sie lernt, was die „Sprungschicht“ kalter und warmer Wasserschichten und was „Daphnien-Klarheit“ ist: der Moment, in dem die Wasserflöhe viele Algen wegessen und das Wasser klarer wird. Dem Leser dämmert, dass diese poetischen Begriffe der Limnologie ganz gut den Zustand beschreiben, in dem sich Ringo und Asta befinden. Nicht mehr Kind, noch nicht ganz Jugendliche. Aufgewühlt und doch klar wie der See.

EVA-MARIA MAGEL

**Judith Burger:**  
„Ringo, ich und ein komplett ahnungsloser Sommer“. Roman. Gerstenberg Verlag, Hildesheim 2021. 192 S., geb., 14,-€.  
Ab 11 J.



Unruhe schafft Unmut bei gestrandetem Gast: Das Gewusel um den Wal setzt Sabine Rufener dadurch ins Bild, dass sie das Mädchen Lille fünfmal ins Bild setzt. Abb. a. d. bespr. Band

## Doppelt verwundert hält besser

Man sehe und staune: Sabine Rufener erzählt die Geschichte eines gestrandeten Wals und des Mädchens, das ihn rettet. Alles andere an diesem Bilderbuch ist noch ungewöhnlicher.

Es gibt zwei besonders verblüffende Momente in diesem Bilderbuch. Nein, nicht dass plötzlich ein Wal im Garten eines Einfamilienhauses liegt und die Aussicht verdunkelt. Und auch nicht, dass dieser Wal im Laufe der folgenden Wochen weiterlebt, aber zu schrumpfen beginnt, bis er in der Vogeltränke Platz findet. Das ist eigenartig, aber kommt an Überraschung nicht jenen beiden Doppelseiten gleich, auf denen das Meer in die Handlung eintritt. Bei der ersten setzt die Schweizer Illustratorin Sabine Rufener

eine Erzählung des Wals ins Bild, mit der die junge Lille, eine Bewohnerin des Hauses, über den üblichen Lebensraum ihres unfreiwilligen Gartengastes ins Bild gesetzt wird: „Wenn man dem Wal glauben konnte, war die Tiefsee eine geheimnisvolle und fremde Welt.“ Und dementsprechend geheimnisvoll und fremd ist, was uns Lesern auf der Doppelseite erwartet. Wir müssen das Buch nämlich hochkant halten, um die Passage lesen zu können. Und dadurch wird die sonst quereformatige Bildgestaltung zu einem Hochformat, das uns die Tiefsee anschaulich vorführt: in Gestalt des Wals, der als hellgrauer Schemen in einem dunkelgrauen Abgrund hinabtaucht, dem nur einige Laternenfische spärliches Licht schenken. Im Auge des Wals erkennen wir gleichfalls schemenhaft Lille, denn der letzte Satz des zugehörigen Textes lautet: „Und als der Wal so erzählte, konnte Lille sich sehr genau vorstellen, wie es war, in einem U-Boot durch die Tiefe zu schweben...“

Der zweite verblüffende Moment kommt kurz vor Schluss, als Lille sich ein Herz fasst, den mittlerweile winzigen Wal in einen Eimer packt und mit ihm ans Meer radelt. Eine lange Fahrt, aber was das für die Geschichte bedeutet, wird gar nicht thematisiert – Sabine Rufener berichtet von dem seltsamen Geschehen derart

unpräzise und selbstverständlich, dass man keinmal in Plausibilitätserrörungen verfällt. Man wird vor dieser Geschichte wieder zum Kind, das alles für bare Münze nimmt – nicht aus Naivität, sondern aus gutem Glauben, wie ihn nur eine gute Geschichte begründen kann.



**Sabine Rufener:**  
„Der Wal im Garten“. Verlag Kunstanstifter, Mannheim 2021. 36 S., geb., 22,-€.  
Ab 5 J.

Aber das ist immer noch nicht der zweite verblüffende Moment. Der ist erst auf der vorletzten Doppelseite erreicht, der einzigen im ganzen Buch ohne jeden Text. Der letzte Satz zuvor beschreibt den Effekt des sich intensivierenden Meeresschalls beim Radfahren auf den Wal: „Als Lille sich zu ihm umdrehte, glaubte sie zum ersten Mal so etwas wie ein Lächeln auf seinem Gesicht zu sehen.“ Und jeder würde wohl erwarten, auf der Folgeside dann dieses Lächeln vorgeführt zu bekommen. Es wäre ja spektakulär genug, denn wie lächelt denn so ein Wal?

Doch das ist es dann gar nicht, was folgt. Stattdessen sitzt auf der wortlosen Doppelseite, die sprachlos macht vor Glück, Lille am Strand vor dem weiten ins Abendrot getauchten Meer, und neben ihr steht der leere Eimer. Kein Wort ist nötig, um zu wissen, was passiert ist: Der Wal ist wieder im Wasser. Was ihm dort passieren wird, ob er wieder wachsen wird, das werden wir nicht erfahren. Aber wir können es uns denken angesichts dieser lebenszugewandten Freundschaftsgeschichte, die noch eine Doppelseite weiter so unaufgeregt endet, wie man es sich nur wünschen kann: „Nur noch ein paar Muscheln und ein Seestern lagen im Gras.“ Sonst nichts.

Ein Maximum an Stimmung und Gefühl aus wenig Worten und schönen Bildern in gedeckten Farben, die eine eigene Betrachtung verdient hätten. Dafür taugt dann die zweite, dritte, x-fache Lektüre. Und dabei wird man auch merken, wie viel in diesem Bilderwunderbuch sich dem Geschick seiner deutschen Gestalterin Franziska Walther verdankt. War sie es, die auf die Idee mit dem gekippten Buch gekommen ist und auf das Schweigen am Strand? Es ist egal, weil es perfekt ist. Aber dass dieses Bilderbuch ein Muster an Schönheit und Druckqualität darstellt, das verdankt sich ganz gewiss Franziska Walther. ANDREAS PLATTHAUS

## Gurke, jetzt reicht's!

Brummt ein Mann im Motorraum: „Hey, hey, hey, Taxi“, das erste Kinderbuch von Saša Stanišić

Auf der Taxifahrt zur Bibliothek sind plötzlich „alle Ampeln weg. Wo die Ampeln sein sollten, da sind jetzt große Gurken.“ Für den Taxifahrer ist das kein Grund, anzuhalten: „Wieso? Ist doch grün.“ Dafür hält er an der nächsten Ampel, die aus roten Tomaten besteht. Rätselhaft bleibt nur, wie das Taxi mit seinem Fahrgast von dort aus weiterfahren kann – ändern sie ihre Farbe und werden grün? Verschwinden die Tomaten plötzlich und machen Gurken Platz? Die Fahrt endet dann aber an einer gelben Paprika, dem Fahrgast „wird die Sache doch etwas unheimlich, und ich bitte den Fahrer, mich wieder nach Hause zu fahren, zu dir“.

Diese Heimkehr ist ein festes Element der 28 kurzen Geschichten in „Hey, hey, hey, Taxi“, dem ersten Kinderbuch von Saša Stanišić. Erzählt werden sie jeweils einem Kind (offenbar waren solche Geschichten, gerichtet an den kleinen Sohn des Autors, der Ausgangspunkt für dieses Buch), das die Abwesenheiten des Erzählers über das Abfahren und Ankommen von Taxis wahrnimmt. Was dazwischen passiert – Lesungen, Preisverleihungen, Lektoratssitzungen im Verlag –, bleibt für den Zuhörer abstrakt, aber an das Taxi lassen sich phantastische Geschichten knüpfen. Als Zeichen, dass es um genau dieses gemeinsame Erfinden geht, sind hier in manche Texte Fragen oder Einwände eingefügt, denn statisch sollen die Geschichten ganz offensichtlich nicht sein.

Beispiele für betulich missglückte Bücher von Prominenten, auch prominenten Autoren, die – angeregt durch die Erfahrung zu Hause – nun plötzlich das Schreiben für Kinder entdecken und Mühe haben, einen überzeugenden Ton zu treffen, gibt es zuhauf. Dieses Werk des Bestsellerautors und Buchpreisgewinners Stanišić entkommt der Gefahr mühsel. Zum einen, weil sein Respekt für den Horizont



**Wer sagt, ein Taxi brauche Räder?**  
Abb. a. d. bespr. Band

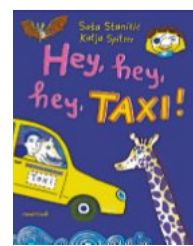
seines jungen Publikums ersichtlich groß ist, was hier heißt: nicht einfacher, sondern anders erzählen, weil der Maßstab der Literatur für Erwachsene in diesem Zusammenhang nicht gilt. Und zum anderen, weil Stanišić auf entfesselte Phantasie und Humor gleichermaßen setzt, was seinem Geschichtenbuch nur guttut.

Jedes Taxi ist anders, manche sind eigenständige Wesen und keine Artefakte mehr, die Spektren von Größe und Funktion sind weit, die Ziele sind selten verbindlich, und wenn eine Reise am Hafen

endet, wo sich ein wüstes Abenteuer mit Piraten entspinnt, dann ist an Lesereisen nicht mehr zu denken – insofern wird hier nicht nur an Freiheitsträume zuhörender Kinder appelliert, sondern auch an die erwachsener Vorleser. Manche Begegnungen bekommen Fortsetzungen, die jeweils aberwitziger als die Vorgänger ausfallen, bunter oder noch souveräner die Naturgesetze ignorierend. Katja Spitzers flächige quatschbunte Bilder stehen dem in nichts nach.

Umso liebevoller aber pflegt der Erzähler die innere Logik der jeweiligen Geschichten über alle Wendungen hinweg. Sie sind geprägt von Neugier und Freundlichkeit, die sich auf alle Wesen erstreckt, denen Taxifahrer und Fahrgast begegnen, und wo Not herrscht, ist die Hilfe nicht weit. Zugleich stehen die Sinneseindrücke über den langweiligen Erfordernissen der Mechanik, so dass es etwa für die Taxifahrt völlig ausreicht, wenn ein kleiner Mann im Motorraum Brummgeräusche macht. Oder Gemüse den Verkehr regelt.

Nur dass Saša Stanišić der Geschichte des vor dem Paprika flüchtenden Fahrgasts eine zweite hinterher schiekt. „Gurke, jetzt reicht's“, sagt der Erzähler nun und geht den Dingen auf den Grund. Nach Hause fährt er erst, als es Heidelbeeren regnet. Man wäre gern noch länger mit ihm unterwegs. TILMAN SPRECKELSEN



**Saša Stanišić, Katja Spitzer:**  
„Hey, hey, hey, Taxi“. Mairisch Verlag, Hamburg 2021. 96 S., geb., 18,-€.  
Ab 4 J.

## Und plötzlich steht sie da, einfach so

Oskar Kroon trifft ungleiche Freundinnen

Wie kann man sich im selben Moment so sicher und so unsicher fühlen? Das fragt sich Vinga gleich, als Rut das erste Mal bei ihr am Strand vorbeigeschaut hat, wo die Schnigge liegt, das alte Segelboot, das der Großvater Vinga zum Aufmöbeln geschenkt hat, als der Sommer bei ihm auf der Insel gerade erst angefangen hatte. Viel mehr als das Alter scheint die beiden Mädchen nicht zu verbinden: Vinga, die in „Warten auf Wind“, Oskar Kroons Roman für Leser ab 11 Jahren, ihre Geschichte erzählt, hat rote Locken, trägt knallbunte Klamot-



**Oskar Kroon:**  
„Warten auf Wind“. Aus dem Schwedischen von Stefan Pluschkat. Hummelburg Verlag, Ravensburg 2021. 256 S., geb., 12,99 €.  
Ab 11 J.

ten, liebt das Meer. Sie will am liebsten verschwinden, sagt sie, und nennt sich seltsam, still und einsam. Rut hat schwarze glatte Haare, auch ihre Kleidung ist schwarz, sie liebt die Stadt, ist cool, bestimmt beliebt, will berühmt werden und hasst das Leben auf der Insel.

Freiwillig verbringt sie den Sommer jedenfalls nicht bei ihrer Großmutter, der auf der Insel der Laden gehört. Vinga hingegen tut die Gleichförmigkeit der Tage gut, vom Haferbrei nach dem Aufstehen bis zum Sonnenuntergang, dem sie von den Klippen aus zusieht. Die Verlässlichkeit ihres Großvaters, der mehr brummt als redet, der keine Fragen stellt und anders als Papa und Mama nicht immer wieder verzweifelt verspricht, dass alles wieder gut wird. „Man gewöhnt sich an alles“, sagt der Großvater stattdessen, „außer an Steine im Schuh.“

Dass etwas mit dem Versprechen der Eltern nicht stimmt, erfahren die kindlichen Leser Oskar Kroons gleich im ersten Kapitel, noch bevor es in einem Zeitsprung zwei Wochen zurück auf die Insel geht, zum Großvater, zum Boot und zu Rut: Vingas Gereiztheit ist mit Händen zu greifen, als sie sich von ihrer Mutter durchs Krankenhaus in der Stadt bis vor die Tür begleiten lässt, hinter der ihr Vater auf sie wartet, der sie so gern sehen wollte. Dass der Vater erst immer später und dann gar nicht mehr nach Hause kam, dass es seit einiger Zeit eine Angelica in seinem Leben gibt, deren Parfum nicht das einzig Aufdringliche an ihr ist, und schließlich auch noch ein gemeinsames Kind mit ihr, erzählt Vinga unwillig, wie nebenbei, hier in einem Halbsatz, dort in einem Absatz, bis sie gegen Ende des Buchs wieder vor der Krankenhaustür ist und sich dem Neugeborenen stellen muss, der Familie, zu der sie irgendwie gehört und irgendwie auch nicht.

Ungewöhnlich ist eine solche Konstellation weder in der gesellschaftlichen Wirklichkeit noch in den Kinderbüchern unserer Zeit, bemerkenswert ist allenfalls die Empfindlichkeit Vingas für die Unaufrichtigkeit, für Missklänge und unterdrückte Tränen ihrer Eltern, der Abstand, den sie dazu sucht – und die Zeit, die der vierzig Jahre alte schwedische Autor seiner kindlichen Heldin gibt, bevor sich Vinga wieder dem Leben auf dem Festland stellen muss. Ihrem Leben.

Es gibt viel Salzwasser in „Warten auf Wind“, viel Möwen, Muscheln und Meer, es gibt die langen Tage der Arbeit an der Schnigge und endlich eine erste Fahrt, es gibt die alte Bäuerin auf dem nächsten Hof, die Fahrten ins Dorf und einige Aufregung um einen gestrandeten Schweinswal. Es gibt viel Zeit für die Träume und Gefühle eines Mädchens, das vielleicht selbst noch nicht ganz gemerkt hat, wie es langsam aus seiner Kindheit herauswächst. Und es gibt Rut.

Einmal, als sie gerade wieder von ihrer Clique erzählt hat und von dem Jungen, mit dem sie mal zusammen war, brüskiert Rut ihre Ferienfreundin mit der Frage, ob sie schon mal verliebt gewesen sei. Das wisse man doch wohl. Woher denn nur? Vinga stottert und schweigt. Ihre Leser ahnen lange vor dem ersten Kuss, dass Rut mehr für sie ist als eine Abwechslung, als eine Vertraute, als eine Gleichaltrige, die nicht nur sie versteht wie sonst allein der Großvater, sondern die auch Teil einer Welt ist, die der Alte schließlich gegen Ende des Buchs ein erstes Mal seit zehn Jahren wieder betritt und ein letztes Mal in seinem Leben. Ihrer Welt.

Mit Zartheit und Zurückhaltung lässt Oskar Kroon seine Vinga von ihren Gefühlen erzählen: ohne sie auszuleuchten, sie zu problematisieren oder herunterzuspielen. Was Vinga für Rut empfindet, das Herzklaffen, das Funkensprühen, es ist da, so selbstverständlich, wie Gefühle des Verliebtheits sind. Ein Glück, auch für die Leser. FRITZJOF KÜCHEMANN